



DER ELEFANTA-MAN

Dienstag, 28. März 2017 – Bastar (Indien) Marktplatz

19.207622,81.937292

Der Markt findet an einem anderen Tag statt. Die staatliche Tourismusbehörde in der Bundeshauptstadt Raipur, das Internet, der *Lonely Planet*, das Reisebüro in der Provinzkapitale Jagdalpur, der Hotelportier und der Busfahrer, sie alle haben sich getäuscht. Der *Haat* von Bastar geht nicht an einem Dienstag über die Bühne, sondern an einem anderen Wochentag. Der einzige, der heute hierher gewandert ist, bin ich – aus dem Busch meiner falschen Informationen, so könnte man sagen. Ich werde also hier und heute keine tätowierten Stammesangehörigen sehen, keine *Adivasi*, keine «ersten Menschen», wie sich Indiens Indigene selber nennen. Ich werde keine Schüsseln aus Glockenspeise, keine Figuren aus Terrakotta, keine konischen Nasenstöpsel aus Gold, keine geflochtenen Körbchen und keine fluoresszierenden Saris kaufen können.

Ich werde weder Mahuwa-Blüten kosten noch den Schnaps, den die Ureinwohner daraus brennen und, so erzählen die Städter kichernd, von Kindsbeinen an ausgiebig konsumieren, Frauen ebenso wie Männer. Ich werde also keine angesäuselten Mädchen bewundern und auch keine Jungs beobachten können, die Messer an die Klauen ihrer Hähne binden, um sie so in den tödlichen Kampf um viel Ehre, Ruhm und ein paar wenige Rupien zu schicken.

Die zehn überdachten Podeste, auf denen am Markttag die Waren ausgebreitet werden, sind völlig leer. Nur ein paar Kühe staksen durch die Gänge zwischen den Pavillons und nehmen, mit der ihnen eigenen Gelassenheit, alles in den Mund, was irgendwie essbar aussieht. Auf Platz Nummer 7 schläft eine Hündin mit ausgelaugten



Zitzen. Im Traum bewegt sie ihre Schnauze und dann und wann traben auch ihre Beine los, als flöge sie in Zeitlupe über eine Wiese – oder einer Wurst hinterher. Es kommt mir plötzlich seltsam vor, dass auch Hunde träumen. Ob sie wohl auch ein Unbewusstes haben, das sich in diesen Bildern manifestiert?

Ein warmer Wind treibt rote Zwiebelchalen über den sandigen Boden und reißt die letzten Blätter von einem Buddhabaum. Es wird Zeit, dass der Monsun erwacht und den Durst der Erde löscht. Aus einem nahen Gayatri-Tempel quäkt der Singsang eines Priesters, dem ab und zu die glockenschöne Stimme einer jungen Frau Antwort gibt. In einem Granatapfelbusch regt sich ein Vogel auf, dessen glucksende Stimme sich wie ein Dauerschluckauf anhört. Es riecht nach Holzfeuer und ein bisschen nach Kuhstall, nach eingetrocknetem Blut (woher nur?) und nach Beton in der Sonne.

Der Erfolg eines Touristen bemisst sich in erster Linie daran, ob er zu rechter Zeit am rechten Ort ist: zum Erntedankfest in Weizenhausen, zum Sonnenuntergang am Kap des leisen Seufzers. Dieses Timing ist so zentral, dass man fast daraus schließen könnte, die Orte seien jenseits

dieser Momente gar nicht existent. Ich neige in letzter Zeit dazu, den falschen Moment zu erwischen – so, wie heute hier in Bastar. Das gibt mir tatsächlich ein wenig das Gefühl, sinnlos und deshalb fast unsichtbar zu sein, nicht vorhergesehen auf jeden Fall. Gleichzeitig bilde ich mir ein, dass es jenseits des richtigen Zeitpunkts für den Touristen noch eine ganze Parallelwelt zu entdecken gibt, das Reich der falschen Momente. Gegenwärtig kann ich mich als der einsame König dieses Imperiums fühlen – Konkurrenz ist auf jeden Fall keine in Sicht.

Während ich auf Platz 18 sitze und überlege, was ich nun tun soll, verwandeln sich Podest, Pfeiler und Dach vor mir plötzlich in eine Art doppelten Rahmen, der das Leben dahinter einfasst. Durch den Raum der Plätze 2, 3, 14 und 15 blicke ich wie durch eine zweiseitig geöffnete Box auf die Welt dahinter. Mit jeder Minute allerdings verlegt sich diese Wirklichkeit mehr in die Schachtel hinein, sowohl für mein Auge wie auch für mein Gefühl. Die Menschen, Tiere und Fahrzeuge treten nun plötzlich nur noch in dieser Kiste vor mir auf – und wieder ab. Es kommt mir ein bisschen wie Fernsehen vor. Meine Bilder kommen aber nicht aus der Ferne – eher müsste man bei meinem Ap-



parat umgekehrt von einem Nahseher sprechen, der nur einen Ausschnitt meiner Umgebung in den Fokus nimmt.

Fast alles, was Indiens Straßenbild bestimmt, steht auch in meinem Nahseher auf dem Programm: Frauen in leuchtenden Saris, knöcherne Alte in zerfetzten Kleidern, Bürohengste mit hängenden Bauchkugeln und gestählten Hemden, junge Schönheiten in Jeans und Kurta, Teenager mit überentwickeltem Bizeps und dünnen Beinchen, Lastwagen, Busse, Ochsenkarren, Traktoren, Fahrräder und rollende Verkaufsstände. Auf einem Motorrad sitzen vier beste Freunde, auf dem nächsten eine Kleinfamilie mit drei Kindern und Hund, das Dritte transportiert eine ganze Bettstatt, am Gepäckträger des Vierten hängen, Kopf voran und wie zur Parade geordnet, zwei Dutzend weiße Hühner, lebend, technisch gesehen auf jeden Fall.

«Mit der Zeit erkannte ich, dass ich am besten reiste, wenn ich nicht schneller vorankam, als ein Hund trottet.» Dies schreibt Gardner McKay in *Journey without a Map*. Aber ist, wer trottet, nicht eigentlich schon viel zu schnell unterwegs? Ist nicht eigentlich der Stillstand die Essenz des Reisens? Er macht auf jeden Fall den Einsatz eines Nahsehers

möglich. Und er vermittelt, sicher schneller als jede andere Dynamik, eine Ahnung vom Großreich der falschen Momente.

Allerdings ist der Stillstand natürlich auch die Antithese des Reisens – und also verlasse ich Platz Nummer 18 irgendwann und schlendere zur Bushaltestelle zurück. Unterwegs beobachte ich den erbitterten Kampf zwischen einer Krähe und einem Huhns um ein Stück Wassermelone. Gewisse Dinge sieht man einfach nur ganz selten.

Vor dem *Chai Stall*, der gleichzeitig Bus-Stand ist, spricht mich eine Frau mit einer dicken Hornbrille in bestem Englisch an und will wissen, was ich denn in ihrem Dorf gesucht hätte. Ich packe die Gelegenheit bei Schopf und beklage mich darüber, dass ich umsonst nach Bastar gereist bin und offenbar doch viele Falschinformationen in der Gegend kursieren. Statt Mitleid oder Verständnis aber ernte ich nur lautes Lachen. Als sie noch ein Kind gewesen sei, habe es einen Adivasi gegeben, der auch fast immer am falschen Tag zum Markt erschienen sei. Wenn sie sich richtig erinnere, habe er zum Stamm der Dhuruva gehört, jedoch das Leben eines ziemlichem Einzelgängers geführt. Ganz allein sei der Mann dann jeweils unter einem Baum gesessen, vor sich kleine Körbchen aus Blät-







tern mit *Chapura*, Ameisen-Chutney drin. Da sein Chutney sehr gut gewesen sei, hätten es die Leute auch am falschen Tag gerne gekauft: «War alles weg, erstand der Mann im Dorfladen eine große Flasche mit Fanta und verschwand damit wieder im Busch. Wir Kinder nannten ihn deshalb auch gern den Elefanta-Man. In den letzten Jahren habe ich ihn aber nie mehr gesehen.»

Der Bus kommt und wir steigen ein. Wir rollen schon, da entscheide ich mich anders und springe zurück auf die Straße. Ein stechender Schmerz im Knie erinnert mich an den Zusam-

menstoß mit einem Motorrad, den ich vor drei Tagen in Raipur hatte. Doch ich erhole mich schnell. Zischend zuckelt mein Bus davon. Ich gehe in das nächste Geschäft, kaufe eine 2-Liter-Flasche mit Fanta und laufe zum Markt zurück. In der letzten Reihe der Pavillons, zwischen den Nummern 79 und 80 gibt es einen Platz, der keine Nummer trägt weil ein dicker Buddhabaum unmittelbar davor in die Höhe wächst. Hier stelle ich die Flasche auf, bleibe vielleicht drei Minute davor stehen, verneige mich dann leicht und spaziere wieder zur Hauptstraße zurück.